

Was vergangen, kehrt nicht wieder

Autor(en): **Erismann, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **67 (1993)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was vergangen, kehrt nicht wieder

Eine Rückschau auf die frühen zwanziger Jahre in Aarau

Der Weltkrieg 1914–1918 war vorbei, und Millionen von Menschen waren fest davon überzeugt, daß sich eine solche Katastrophe nie mehr ereignen dürfe. Trotz einiger Nachhutgefechte in Deutschland, Rußland und im Baltikum schenkte man nämlich dem neugeschaffenen *Völkerbund*, der sich in Genf etabliert und fortan für Frieden in Europa und in der übrigen Welt sich einzusetzen vorgenommen hatte, volles Vertrauen. Anstelle der Emotionen sollte von nun an die *Vernunft* vorherrschen, und vom «gesunden Menschenverstand» erhoffte man wahre Wunder. Trotz Wirtschaftskrise war *Optimismus* Trumpf, und die allgemeine Losung hieß: «Nie wieder Krieg!»

Unter diesem Aspekt sind also die nachfolgenden Zeilen zu lesen. Daß es leider anders kommen sollte, wußten wir damals noch nicht. Alles deutete im Gegenteil auf eine helle, friedliche Zukunft hin, und entsprechend verhielt man sich. Lebensfreude begann sich allerorten auszubreiten – auch in unserer kleinen Stadt.

«Alles neu macht der Mai»

Der 1. Mai 1921 war meiner Erinnerung nach ein strahlender Frühlingstag, der lauter Gutes verhieß. Zwei Erlebnisse sind mir

unvergeßlich: Ich sah an jenem Sonntag zum erstenmal den Hallwilersee aus der Nähe, und tags darauf begann für mich und viele Gleichaltrige eine neue Schul- und Lebensstufe: die «Bez» stand uns bevor.

Rechtzeitig hatte mein bisheriger Lehrer Heinrich Zulauf unsere fünfte Klasse auf diesen Szenenwechsel hingewiesen und gleichzeitig bekanntgegeben, daß es keine der üblichen Aufnahmeprüfungen in die «Bez» geben werde; sie stünde auch dieses Jahr probeweise für zwei Wochen jedem offen. Dabei werde es an den Tag kommen, wer den künftigen Anforderungen genüge.

Dies hatte zur Folge, daß es zu einem erhöhten Ansturm auf unsere «Bez» kam, die sich, wie heute noch, droben im Zelgglischulhaus befand. Dieses thronte seit 1911 an dominierender Stelle über der Stadt, war demnach zu jener Zeit eben zehn Jahre alt geworden und wirkte, von außen gesehen, noch wie neu. Die damaligen Aarau-er, nach Tradition schulgläubig, waren mit Recht stolz auf diesen ihren «Bildungstempel».

Daheim – unsere Familie war schon am Graben wohnhaft – rapportierte ich alles getreulich. Der Vater erwiderte: «Du gehst mir in die «Bez», dein Lehrer ist damit einverstanden, er hat es mir gesagt.»

Herr Zulauf setzte mich denn auch später ohne Widerrede auf die lange Anmelde-liste.

1 Aarau vom Turm der Stadtkirche aus mit Blick nach Süden. Wenig später setzte eine intensive Überbauung hinter und neben dem Zelglischulhaus ein (um 1920).



Der Start

Eines Tages stand es also in der Zeitung, daß das neue Schuljahr 1921/22 am Montag, 2. Mai, eröffnet werde. Alle bisherigen und künftigen «Bezler» hätten sich auf 9 Uhr im städtischen Saalbau einzufinden. Lange vor dieser Zeit strömten auf dem Schloßplatz Kinder zusammen. Alle waren herausgeputzt. Es gehörte damals eben für die meisten zum Anstand, daß man sich

zum Schuljahrbeginn gleichsam im Sonntagstaat präsentierte.

Wir Neulinge waren noch scheu und standen etwas verlegen in Grüpplein beim «Ochsen» oben herum. Wir waren, wie ich später aus den Akten erfuhr, unser 190 Novizen, die bereit waren, ihr Glück zu versuchen. Es gingen ja nicht nur Aarauer in unsere «Bez», sondern auch ziemlich viele Kinder aus Nachbargemeinden, wo es, außer in Gränichen, noch nirgends eine solche Schule gab.

Auch unsere neue Lehrerschaft sah man aufmarschieren, und schon hier vernahm man fast von jedem und jeder den Spitznamen. Sie waren meistens der ganzen Stadt bekannt, denn es befanden sich im Kollegium einige Persönlichkeiten, die auf mehreren Gebieten eine gewisse Rolle spielten oder gespielt hatten.

Mit dem bei Kindern üblichen Radau nahmen wir nach dem Öffnen der Türen Besitz vom großen Saal, der damals noch keinen Balkon, kein richtiges Foyer und nur ein niedriges Podium ohne Theatervorhang aufwies. Wir Jungen füllten fast den ganzen Raum. Inzwischen hatte auch die Lehrerschaft zuhinterst an der Rückwand Platz genommen.

Nun stellte sich ein würdiger, schwarz gewandeter Herr hinter das Pültlein und begann seine hochdeutsche Rede. Wer es noch nicht gewußt hatte, vernahm jetzt, daß dies Rektor Walter Schumacher war, Lehrer für Französisch, Englisch und Italienisch. Er hielt eine wohlgesetzte Ansprache und ermahnte uns, fleißig, pflicht-eifrig und gehorsam zu sein. Dann könnten die Früchte nicht ausbleiben. Ich nahm, weil ich mich persönlich angesprochen fühlte, alles ganz ernst und gelobte mir im stillen, diese Forderungen nach Möglichkeit zu erfüllen.

Dann verlas der Rektor klassenweise unsere Namen. Dabei wurde mir bewußt, welch kompliziertes Gebilde unsere «Bez» war, und wir Kleinen brauchten dann et-

liche Tage, bis wir im mächtigen Zelgischulhaus überhaupt drauskamen. Denn es herrschte nunmehr das *Fachlehrersystem*, was für uns Anfänger alles noch komplizierter machte. Andererseits genossen wir dann auch die gesteigerte Betriebsamkeit während der Pausen und bei andern Gelegenheiten.

Rektor Schumacher verlas hernach die Klassenlehrer, welche Einrichtung für uns Kleinen ebenfalls neu war. Unsere Bubenklasse IC traf es zu einem jungen Stellvertreter namens Heinrich Wolfensberger aus Zürich. Er unterrichtete mit großem Einsatz in Deutsch, Französisch und Geschichte. Leider wurde er dann nicht gewählt, so daß er uns nach wenigen Monaten wieder verlassen mußte. Wir trauerten ihm aufrichtig nach.

Beim Verlesen der Klassenlehrer fiel auch der Name «Dr. Müller». Im selben Augenblick erhoben sich ein paar größere Buben, wandten sich nach hinten und riefen: «Sali! Sali!» Andere sprangen ebenfalls auf und schlossen sich spontan dieser Demonstration an. Für uns Anfänger war das völlig ungewohnt, und wir wußten auch nicht, welchen Lehrer sie betraf. Wer ebenfalls zur Rückwand blickte, bemerkte aber, daß dort ein jüngerer Mann ganz rot geworden war und wie ein Maikäfer lachte. Auf Gebot des Rektors trat jedoch bald wieder Ruhe ein.

Wer sich hinter dem Spitznamen «Sali» verbarg, wurde uns später sonnenklar: ein

Deutsch- und Geschichtslehrer, der im berechtigten Rufe stand, die unterhaltsamsten Schulstunden zu erteilen. Denn ich kam später auch zu ihm und fand seinen Nimbus bestätigt. Vorerst aber soll noch erklärt werden, warum mir an jenem 2. Mai das Innere des Zelglischulhauses schon weitgehend vertraut war.

Der «Oberrichter»

Auf den 1. Januar 1919 war mein Vater zum Aarauer Stadtuhrnrichter gewählt worden. Die Leute nannten ihn deshalb spaßeshalber «Oberrichter». Er nahm seine Pflichten sehr genau. Er mußte täglich den Oberturm, den Turm der Stadtkirche, das Türmchen auf dem Amtshaus und den Rathausestrich besteigen, um die dortigen zum Teil sehr alten Räderuhren von Hand aufzuziehen. Automatik kannten wir auf diesem Gebiet noch nicht.

Wöchentlich einmal stieg er auch zum Uhrwerk der heutigen «Alten Kanti» sowie ins Türmchen des Zelglischulhauses hinauf. Hernach waren noch die Runduhren des Gemeindeschulhauses zu besorgen. Mein Bruder Hans und ich begleiteten ihn dabei sooft als möglich und legten bei gesteigerten Körperkräften auch selber mit Hand an. Der schwerste Gewichtsstein befand sich in der Stadtkirche. Wir brachten es mit der Zeit soweit, daß uns die Eltern in spätern Jahren auch selbständig auf den

Türmen wirken ließen. Niemand in der Stadt merkte etwas davon. Jede dieser Uhren hatte ihre «Muggen», liefen aber auch unter unsern Bubenhänden wie geölt.

Nach getaner Arbeit ruhten wir uns an Ort und Stelle ein wenig aus und genossen die schöne Aussicht auf Berg und Tal, auf Stadt und Fluß. Die Leute in den noch verkehrsarmen Gassen kamen uns ganz klein vor. Und doch erkannten wir deren viele an Gang und Gehaben.

Auch an Tieren herrschte kein Mangel: Dohlen umflogen schreiend die Türme, Falken rüttelten vor unsern Augen, Taubenschwärme erhoben sich irgendwo und landeten auf einem Dachfirst, Hunde spielten und bekämpften sich drunten auf der «Bsetzi», auf den Dächern sonnten sich Katzen, und im Frühjahr vernahm man sogar die Froschkonzerte aus dem Aarewäldli westwärts der Stadt. Und gelegentlich ließ sich eine verspätete Nachtigall aus dem Talgrund vernehmen.

Zurück ins Zelglischulhaus

Von dieser Uhrenrichterei her kannte ich natürlich lange vor jenem 2. Mai unser Zelglischulhaus auch von innen. Selbst der merkwürdige Geruch und die braunen Flecken an den Wänden waren mir nicht fremd. Sie rührten, erklärte der Vater, von der kriegsbedingten Torfheizung her.

Als wir Neulinge nun am ersten Schultag

2 Blick gegen Nordwesten mit der Männerbadi links hinten. Diese war wenigstens zum Oberwasserkanal hin offen und gewährte für die Schwimmer freien Zugang zum Wasser (um 1920).



das Zimmer unseres unbekanntes Klassenlehrers suchten und erst auf mühsames Befragen fanden, wurde uns in diesem Trubel beinahe bang. Nach einer kleinen Verspätung fanden wir uns denn doch bei Herrn Wolfensberger ein, um von ihm den Stundenplan diktiert zu bekommen. Dieser Lehrer gefiel uns auf Anhieb. Ich war ihm seines Wesens wegen besonders zugetan, fand seinen Unterricht anregend und seinen Ton menschlich. Leider mußten wir nach einigen Monaten Abschied von ihm

nehmen. Unsere Klasse war richtig empört und ließ es die gewählte Nachfolgerin anfänglich auch spüren. Es war dies Fräulein Elsa Marti. Doch nach einigem Widerstreben fügten wir uns grollend, und mit der Zeit entdeckten wir an ihr ebenfalls gute Seiten. Mit der Zeit fühlte ich mich sogar zu ihr hingezogen, und die Trennung im folgenden Frühjahr fiel mir richtig schwer.

Wie weiter vorn angedeutet, gab es damals unter den Lehrkräften der Aarauer «Bez»

3 Blick nach Norden, ebenfalls vom Kirchturm aus und aus derselben Zeit. Im Vordergrund das damalige Gaswerk, dahinter die Aare mit der (echten) Kettenbrücke, die 1948 abgerissen wurde. Links die allseitig mit Holzwänden versehene Frauenbadi.



einige markante Gestalten, die nicht daran dachten, unsertwegen ihre altbewährten Methoden aufzugeben. Wir hatten uns zu fügen. Wolfensberger gehörte aber einer jüngern Lehrergeneration an, und das genossen wir. Zu den Routiniern zählten jedoch eindeutig unser Rechenlehrer Hans Holliger («Papa Holla»), Turnlehrer Ernst Heiniger, der Zeichenlehrer Guido Frey aus der Telli und der Gesanglehrer E. A. Hoffmann, der uns in seinem Fach schon als Fünftkläßler unterrichtet hatte.

Da ich eine Vorliebe zur Musik hatte, wurde er für mich bedeutungsvoll. Er war in der Stadt etwas umstritten. Aber ich denke noch heute gern an ihn zurück.

Des starken Andranges wegen herrschte in unsern Schulzimmern erhebliche Raumnöte. Es waren zusätzliche Mobilien notwendig geworden, die irgendwohin gestellt wurden, wo sie noch Platz fanden. In Naturkunde und Geographie bei Erwin Seiler saß ich beispielsweise mit dem Rücken zur Fensterwand gleich neben dem

Lehrerpult, was mir einen ganz ungewohnten Überblick gewährte. Bei offener Türe sah ich sogar in den Gang hinaus. Nach Ablauf der Probezeit gab es dann etwas mehr «Spatzig», und es kehrten erträglichere Verhältnisse ein.

Elsa Marti

In der ersten Junihälfte 1921 konnte endlich die Stelle unseres vikarisierenden Klassenlehrers definitiv besetzt werden. Dieser hatte offenbar fest damit gerechnet, gewählt zu werden, weil sein Lob aus Schülermund der Wahlbehörde (Gemeinderat und Schulpflege) nicht entgangen sein konnte.

Es kam jedoch anders. Eines Morgens vernahm man im Pausenhof, daß jetzt eben Probelektionen im Gange seien, zu welchen auch Wolfensberger eingeladen worden war. Wir drückten ihm in Gedanken kräftig den Daumen.

Gerüchteweise wurde jedoch wenig später bekannt, daß nicht unser Favorit, sondern ein bislang bei uns unbekanntes Fräulein Marti gewählt worden sei. Und am folgenden Tag bestätigten dies unsere drei damaligen Lokalblätter. Wir Erstkläßler gerieten darob in einen wahren Aufruhr. Wir liefen zu Wolfensberger und ließen uns die Schreckensnachricht von ihm bestätigen. Wir waren niedergeschlagen und aufgebracht zugleich, und die Klasse be-

schloß einhellig, bei gebotener Gelegenheit förmlich zu rebellieren.

Als dann nach den Herbstferien die Gewählte erschien und uns von Rektor Schumacher vorgestellt wurde, probten wir tatsächlich eine Zeitlang den Aufstand, mußten aber bald dessen Nutzlosigkeit einsehen, und allmählich trat wieder Ruhe ein. Nur eine ganz kleine Minderheit verharrte trotzig auf ihrer Ablehnung. Die Mehrheit jedoch merkte, daß diese Lehrerin uns ebenfalls viel zu bieten hatte, wenn auch ihre Unterrichtsweise nicht so spontan und mitreißend war wie jene Wolfensbergers.

Mir zum Beispiel wurde Fräulein Marti immer sympathischer. Es war dies die Wirkung des pädagogischen Eros, der in den Schulen aller Stufen eine wichtige Rolle spielt. Viel dazu bei trug ihre wöchentliche Vorlesestunde. Sie hatte hiezu das einst berühmte Jugendbuch «Die Familie Pfäffling» von Agnes Sapper gewählt. Wir Buben rümpften zwar anfänglich die Nasen. Wir hätten viel lieber Indianer- oder Räubergeschichten vernommen. Doch die Lehrerin blieb bei ihrem Vorsatz, und wir hatten es nicht zu bereuen.

Ein gutes halbes Jahr später mußte ich sie wegen Umteilung in die Klasse II B verlassen. Ich trauerte ihr noch eine Zeitlang aufrichtig nach. Neue Erlebnisse verdrängten jedoch das Altvergangene, neue Probleme tauchten am Horizont auf.

Als ich später selber Aarauer Schulmeister

war, traf ich gelegentlich mit Fräulein Marti zusammen. Unsere beidseitigen Sympathien hatten durch die Trennung keinen Schaden gelitten, und wir tauschten jeweilen gern alte Erinnerungen aus. Nur als ich sie einmal daran erinnern wollte, daß sie uns ins Religionsheft den Satz diktiert habe: «Die alten Römer feierten Orgien», bestritt sie dies energisch, indem sie sagte, das Wort «Orgien» habe sie vor einer ersten Klasse nie in den Mund genommen. Auch das war typisch für jene heute uns so ferngerückte Zeit.

«Sali»

Im nachfolgenden Schuljahr 1922/23 wurde ich der Lateinklasse zugeteilt. Die durchschnittliche Intelligenz lag hier deutlich höher. Man mußte sich also anstrengen, wenn man Schritt halten wollte. Jedoch der etwas ungestüme Lateinlehrer und ich waren nicht füreinander geboren. Es kam bald zu Spannungen zwischen uns. Ich hatte mich in seiner Nähe nie recht wohl gefühlt.

Entschädigt wurde ich jedoch reichlich dadurch, daß jener bejubelte «Sali» (Dr. August Müller), der von Aarburg her zu uns gestoßen und noch unverbraucht war, nunmehr unser Deutsch- und Geschichtslehrer war. Sein Ruf, der lustigste Lehrer an der damaligen «Bez» zu sein, bestätigte sich auch bei uns. Wir freuten uns tatsäch-

lich auf jede seiner Stunden. Nicht daß er stets gut aufgelegt gewesen wäre. Er hatte auch seine «Muggen». Doch wenn er im Schuß war, ging es bei ihm, besonders in der Geschichte, hochdramatisch zu und her.

Er war damals noch verhältnismäßig jung, und dazu kam, daß in unserer Klasse ein paar Mädchen saßen. Und was für schöne und gescheite! Das mußte ja jeden Lehrer dazu animieren, sein Bestes zu geben. Diese Mädchen brachten es sogar fertig, ihn zum Vorlesen zu verführen, was sie auf weibliche Art reichlich taten. Denn «Sali» erteilte offenbar ungern Grammatik, und wenn er hiezu Anstalten traf, bettelten unsere Mädchen: «Bitte, bitte, Herr Doktor, lieber vorlesen!» Insgeheim freute das den verehrten «Sali», und er griff willig im Schränklein hinter dem Pult nach einem der von uns so geliebten Jugendbücher von Meinrad Lienert und las uns begeistert vor, was der kleine Meiredli droben im Klosterdorf alles angestellt hatte. Zur Abwechslung und zu meiner innern Bereicherung trug er mit großem Schwung auch deutsche Balladen vor (zumeist von Schiller), oder dann wandte er sich den Mundartgedichten des Aargauer Dichters, Pfarrers und Lehrers *Paul Haller* (1882–1920) zu. Diese sind mir seither wegen ihrer sprachlichen Prägnanz und Bildhaftigkeit zum dauernden geistigen Besitz geworden: «Use mit dr», «De Nußbaum a dr Schällebrugg», «S Härzli» und zahlreiche

andere. Auch das «Juramareili», ein Mundartepos, las uns «Sali» vor.

Die Pflege der Mundart war August Müllers aufrichtiges Anliegen. Folgerichtig ließ er es auch zu, daß wir den Aufsatz in Mundart abfassen durften. Bald merkten wir aber, daß das gar nicht so leicht ist, wie mancher geglaubt hatte.

Zugleich achtete er auf eine saubere schriftdeutsche Aussprache. Den häßlichen Aarauer *au* («ä-u») bekämpfte er hartnäckig. Sein Sprüchlein zum Üben lautete: «Die schlaue Frau Maurer schaut aus ihrem graublauen Haus heraus.» Es half.

Er kämpfte mit Macht gegen unnötige Fremdwörter sowie gegen Wortwiederholungen in den Aufsätzen. Dagegen erlaubte er beim Schreiben die Deutsche Kurrent, die wir von der Primarschule her besser beherrschten als die Antiqua.

Im Deutschunterricht bevorzugte er Schüler, der ihm offenbar lag. Auf den Schönenwerder «Wilhelm Tell», aufgeführt von Laienkräften (Bally-Hausverband usw.) im Herbst 1922, waren seine Klassen gut vorbereitet. Wir lasen dieses großartige, heute aber nicht mehr so beliebte Drama mit verteilten Rollen, was damals als sehr fortschrittlich galt.

«Sali» lief es gegen Ende seiner Lehrerlaufbahn nicht mehr so flott wie zu unsern Zeiten. Wahrscheinlich hatte er sich vorzeitig verbraucht. Als ich ihn einmal beim Wandern im Südtessin unerwartet antraf, erzählte er mir, seine Schüler hätten später

nicht mehr so spontan reagiert wie wir, und das habe ihm den Verleider gegeben. Er lebte aber noch lange und genoß den Ruhestand auf seine Weise. Sein angeschlagenes Herz habe er eigenmächtig mit Münchner Bier kuriert, und er sei auch dem Arzt davongelaufen. Seine Aussagen schienen mir glaubhaft.

Das abrupte Ende unserer jahrelangen distanzierten Freundschaft erfolgte, nachdem ich seine gedruckte Gedichtsammlung ganz sachte kritisiert hatte. Er machte mir deswegen auf offener Straße und vor allen Leuten eine häßliche Szene und lief dann im Zorn davon. Er kannte mich nicht mehr. Bei seinem Ableben schrieb ich ihm aber trotzdem einen würdigen und ehrenvollen Nekrolog.

Schatten und Licht über einem ungeliebten Fach

Von allem, was unsere «Bez» zu bieten hatte, bereitete mir der *Kadettenunterricht* am wenigsten Freude. Ich empfand ihn als Störung. Hauptgrund meines Mißvergnügens war die Uniform, in der es mir einfach nie wohl war. Ich empfand sie als «Panzer». Der feldgraue, derbe Wollstoff kratzte mich, wo er meine Haut berührte. Und das machte mich «hässig». Auch am Gewehr, von uns Buben «Karst» genannt, fand ich kein Gefallen, das Scharfschießen interessierte mich – im Gegensatz zu an-



dern Kadetten – kaum. Der Vater ärgerte sich unmäßig. Denn er war ein guter und fleißiger Schütze und konnte daher meine Verweigerung nicht begreifen. Und das Exerzieren im sommerlich heißen Schachen wünschte ich mehr als nur einmal zur Hölle. Doch umsonst.

Was mir jedoch echte Freude bereitete, waren die Marschübungen im engern und weitem Umgelände unserer Stadt, sowie die Bändeli- und Schnitzeljagden durch Wald und Feld, zum Teil zusammen mit benachbarten Korps. Ganz großes Vergnügen machte mir aber der alljährlich statt-

findende *zweitägige Ausmarsch*. Jeder der vier ist mir bis heute samt Einzelheiten im Gedächtnis geblieben: der unappetitliche Schweinebottich beim Mittagessen in Eriswil (Napf, 1921), der tiefe Messerschnitt in meine Linke auf der Haggenegg ob Schwyz (1922), der unerklärliche kollektive Irrgang am Weißenstein (1923) und der imposante Einmarsch in Liestal unter Assistenz der ansässigen Bevölkerung (1924). Dort war erstmals unsere Kadettenmusik mit dabei. Sie hatte die frühern Pfeifer (Piccolobläser) abgelöst und erregte überall mit ihren flott geblasenen

Weisen Begeisterung. In allerbesten Erinnerung ist mir jedoch jener Ausmarsch nach Einsiedeln (1922) geblieben. Ich sah dabei zum erstenmal ein großes Kloster, wobei mir die herrliche Kirche einen unauslöschlichen Eindruck machte. Es war Abend. Draußen regnete es, und es war auch sonst unwirtlich geworden. Doch im geweihten Raum brannten Hunderte von Kerzen: elsässische Wallfahrer zogen singend von Altar zu Altar. Ich war tief ergriffen, ich hatte mir diese Begegnung vorher nicht so eindrücklich vorgestellt. Anderntags zogen wir durch das Alptal und über die Haggenegg nach Schwyz, wo wir im berühmten Kollegium herzlich willkommen geheißen und ausgezeichnet gepflegt wurden. Keiner kam zu kurz.

Auf der Rütlimatte vereinigten wir uns zu einer patriotischen Feier, was damals noch etwas Selbstverständliches war, und lauschten der Rede eines schwyzerischen Ständrates, der den für unsere Aarauer Ohren ungewohnten Namen Ab Yberg trug.

Wir dankten ihm und unserer Heimat mit dem Absingen der damaligen Nationalhymne «Rufst du, mein Vaterland». Der prächtige Raddampfer «Schiller» trug uns sodann in einer Extrafahrt am Schillerstein vorbei und über den ganzen See ohne Zwischenhalt nach Luzern. Es gab dabei Wurst und Brot, spendiert von den Aarauer Metzger- und Bäckermeistern. Wir Kadetten waren bis ans Ziel völlig frei, und

jeder vergnügte sich auf seine Weise. Die Besinnlicheren, deren es denn doch viele gab, versenkten sich in den Anblick dieser einmaligen Landschaft. Erwachsene, darunter auch «Sali», erklärten uns alles. Reich belehrt und erfüllt von bleibenden Eindrücken zogen wir abends strammen Schrittes in Aarau ein, erwartet und begrüßt von einem Großteil der Bevölkerung. Die Mädchen der «Bez» sparten nicht mit Blumen, und scharf äugten wir aus, wer wem einen Strauß zugeworfen hatte. Denn auch das begann nun und beschäftigte uns intensiver als der pythagoreische Lehrsatz.

Trompetenschall und Hörnerklang

Kurz nach den Sommerferien 1923 vernahm man im Zelglischulhaus, unser Kadettenkorps erhalte einen Spielzug, der nun rasch ausgehoben werde, damit er im folgenden Sommer soweit sei, daß er öffentlich in Erscheinung treten könne – am Maienzug und vor allem am Eidgenössischen Schützenfest 1924, an das allenthalben in Aarau hohe Erwartungen geknüpft wurden.

Mein Bruder Hans, grundmusikalisch und lernbegierig wie er war, geriet in zunehmende Begeisterung darüber, und als nun offiziell zur Anmeldung aufgefordert wurde, war er vermutlich einer der ersten. Musik war ja sein Lebensinhalt.

5 Um seine Friedfertigkeit zu beweisen, marschierte das Kadettenkorps Aarau am Maienzug 1919 unbewaffnet mit. Das Tenue ist neu und fast einheitlich. Einzig Tambouren gaben den Takt an. Pfeifer und Musikanten fehlten vorläufig noch.

Ich selber war eher unschlüssig, und zuletzt verzichtete ich, da zu vernehmen war, es hätten sich über fünfzig Buben gemeldet, von denen sich dann mehr als vierzig als tauglich erwiesen. Es stand ihnen ein strenges Winterhalbjahr bevor, weil man die «Marschtabelle» unbedingt einhalten wollte. Diese Neuschöpfung erwies sich dann immer mehr als ein Erfolg. Das Aar-

Vier Instruktoren hatten sich um das Werden unserer Kadettenmusik verdient gemacht: Hans Stapfer, Walter Amsler, Hans Hirsbrunner und Otto Schär, alle von der Stadtmusik. Das Hauptverdienst aber gebührte Friedensrichter Stapfer, der in entscheidender Stunde persönlich das volle finanzielle Risiko für die Instrumentierung auf sich genommen hatte.



auer Kadettenwesen konnte ihn brauchen, war doch die Opposition gegen den militärischen Waffendienst von Jugendlichen überall im Wachsen begriffen.

Kurz vor den Sommerferien 1924 gab unsere Jugendmusik im Saalbau ihre Premiere. Man hatte zu diesem Anlaß mit Gewißheit die Familienangehörigen er-

wartet. Doch es kamen viel mehr, der große Saal war schließlich voll besetzt. An Sympathiebekundungen seitens des begeisterten Publikums fehlte es nicht. Das Programm war geschickt zusammengestellt (Choral, Tänze, Märsche, Liederpotpourris). Im Saal herrschte eine geradezu euphorische Stimmung. Die freiwilligen Spenden häuften sich, und auch die angebotene Photo fand Absatz. Der Vater kaufte auch eine. Ich habe sie bis heute gehütet.

Einige Tage später war Maienzug, für unsere Jungbläser erneut eine Premiere. Die allgemeine Begeisterung war groß: die Kadettenmusik hatte sich in den Herzen der damaligen Aarauer einen festen Platz erobert.

«Singe, wem Gesang gegeben»

Eine der würdigsten Erscheinungen im Lehrkörper unserer «Bez» war der Gesanglehrer E. A. Hoffmann. Ich ging gern zu ihm ins Singen; andere freilich weniger. Denn seine Musikdiktate waren bei den weniger Begabten unbeliebt, was bei Hoffmanns strenger Notengebung begreiflich war. Der Fünfer im Singen, damals die schlechteste Zeugnisnote, war daher nicht selten und verdarb manchem Schüler und seinen Eltern die Freude an den sonst guten Zensuren.

Hoffmann, von uns «Storch» genannt, und

ich waren einander wohlgesinnt. Seinen Unterricht, bisweilen von andern kritisiert, fand ich anregend und vielseitig. Für die damalige Zeit war er sogar ausgesprochen fortschrittlich. Er pflegte auch Musikgeschichte mit uns zu treiben, was mir lag. Er schätzte meine damals frische und sichere Bubenstimme. Dies verhalf mir immer wieder zu kleinen Sonderaufgaben. So gehörte ich auch zu den ersten Sängern des von Hoffmann gegründeten Elitechors, der ursprünglich «Hoffmannscher Privatchor» hätte heißen sollen, was aber der Schulpflege nicht gefiel. In bester Erinnerung ist mir die Mitwirkung bei der Hans-Huber-Feier im Januar 1922 in der Stadtkirche geblieben. Wir vierzig Buben waren oben auf dem Lettner postiert und hatten mitten in einem bewegten Chorsatz den alten Adventschoral «Macht hoch die Tür, die Tore weit» zu singen, was ergreifend geklungen haben soll. Hans Huber galt damals noch als der bedeutendste Schweizer Komponist. Er war einst auf dem nahen Eppenbergr als Sohn eines Lehrers zur Welt gekommen, wuchs aber in Schönenwerd auf. Er hatte zeitlebens engen Kontakt mit Aarau, wo einst so viel musiziert worden war. An jenem Gedenkkonzert hätte er als Ehrengast teilnehmen sollen. Sein mit Blumen geschmückter Sitz blieb aber leer. Denn er war wenige Wochen zuvor gestorben, und so galt nun dieses großartige Konzert als seine Totenfeier.

E. A. Hoffmann, ein halbes Jahrhundert lang Organist an unserer Stadtkirche, sahen wir oft den Weg zum Gotteshaus beschreiten. Er war nämlich ausgesprochen pflichtbewußt. Mein Bruder und ich durften ihm manchmal droben auf der Orgel-empore zuschauen, wenn er übte. Wir wunderten uns, daß ein Organist auch mit den Füßen mußte spielen können.

Im Mittelpunkt des Geschehens stand Hoffmann jeweils am Maienzug. Er war für die Gesangsvorträge der Schüler verantwortlich (wobei er immer auch eigene Kompositionen beisteuerte) und übte die Gesänge ein. In früheren Jahren machten noch die Kantonsschüler mit. Seit 1924 war immer auch die Kadettenmusik dabei, und es war allen Aarauern ein vertrautes Bild, wenn er, der bärtige Mann, vom Känzeli aus die Masse der Singenden dirigierte. Es klang aber stets merkwürdig dünn, weil Anno dazumal Mikrophon und Lautsprecheranlage erst zu den Zukunftsvisionen zählten.

Der Oberturm

Zu Füßen dieses Oberturms aufgewachsen, hat er für mich stets eine dominierende Rolle gespielt. Ich sehe ihn noch heute gern, und wenn ein prominenter Denkmalpfleger später von ihm sagen konnte, er (der Turm) habe «etwas Hochgemutes, schlank Aufstrebendes», so kann

ich ihm bis heute unverändert freudig zustimmen. Aus diesem Grund auch war ich damals so stolz, daß ausgerechnet mein Vater zum städtischen Uhrenrichter gewählt worden war. So besaßen wir denn – neben Stadtpolizei und Bauamt – die Schlüsselgewalt über dieses Bauwerk, was uns entsprechend viele Neider eintrug. Denn nicht allein Kinder wären gern einmal oben gewesen, auch Erwachsene erkundigten sich wiederholt, ob sie nicht mitkommen dürften, wenn wir die Uhr aufzogen. Der Vater kannte das äußerst solid gebaute Werk in allen seinen Teilen. Er zeigte uns auch die eingravierte Jahreszahl 1532 sowie das Monogramm seines Erstellers Hans Lutherer. Um diese sichtbar zu machen, benötigte man einst Kerze und Zündhölzchen. Später wappneten wir uns mit Taschenlampen.

Zwei andere Sehenswürdigkeiten pflegten uns während Jahren zu fesseln: die *Wächterwohnung* im obersten Geschoß sowie die alten *Gefängnisse* erheblich weiter unten. Geheimnisvolle Inschriften und dunkelrote Farbflecken in den Verliesen verlangten nach Deutung, die uns damals aber noch niemand geben konnte, so daß wir auf unsere Phantasie angewiesen waren. Die Überlieferung wollte wissen, daß hier früher gefoltert worden sei und daß sich unter den dort gefangen Gehaltenen ganz namhafte Leute befunden hätten: wie etwa der im Volk berühmte Ein- und Ausbrecher Bernhart Matter, der schließlich

1854 in Lenzburg enthauptet wurde, sowie der spätere italienische Diktator Benito Mussolini, was sich jedoch als falsch oder gar als unmöglich erweisen sollte.

Empfanden wir die Gefängnisse als unheimlich und gruselig (unsere Phantasie sah überall noch Blutspuren), so wirkte die Wächterwohnung im obersten Geschoß geradezu einladend. Sie war damals noch unaufgeräumt und ganz verstaubt. Doch wir konnten uns hier ein trautes und gar romantisches Familienleben gut vorstellen. Viele Jahre später schrieb ich nieder, was hier oben und rings um den Turm alles möglich gewesen wäre. Es ergaben sich daraus zwei Jugendbücher, betitelt «Die Turmleute von Gutenau» sowie «Familie Freudengerger und ihre Gäste». Ich hatte im Sinn gehabt, sie für mich und meine Schüler zu reservieren und sonst kein weiteres Wesen daraus zu machen. Doch der Plan mißriet. Gewisse Umstände geboten es, sie im Verlag Sauerländer gedruckt erscheinen zu lassen. Schlaumcier hatten natürlich sogleich gemerkt, daß «Gutenau» Aarau ist, was mich aber weiter nicht bekümmerte, da Verleger und Verfasser gerade deswegen mit dem Absatz zufrieden waren. «Der Katzenräuber» spielt auch in Aarau, hat aber mit dem Oberturm weiter nichts zu tun und fällt hier deshalb außer Betracht.

Eine geheimnisvolle Frau

Die wichtigsten Kenntnisse über das Leben einer Aarauer Turmwächterfamilie verdanke ich einer alten, geheimnisvollen Frau, die behauptete, ein Pflegekind der letzten Familie auf unserm Oberturm gewesen zu sein. Sie wußte mir so viele Einzelheiten zu erzählen, daß ich wenigstens damals keinen Grund zum Zweifeln haben konnte.

Wir Erismäner waren 1917 von der Kronengasse an den Graben gezügelt. Dort wohnten wir nahe beim Brunnen, der damals aber noch anders aussah. Es war ein idealer Spielplatz für Kinder. Unsere Wohnung lag im zweiten Stock, unweit von unserm Uhrenladen bei den Toren («unter den Bögen») und ebenfalls nahe beim Oberturm. Unter unsern Füßen, im ersten Stock, hausten zwei ledige Schwestern mit ihrer alten Mutter. Sie galt als Witwe. Und auch sonst kam uns allerlei geheimnisvoll vor. So war sie stets schwarz gekleidet und verließ das Haus nie. Sie haushaltete, während die Töchter sich als Modistinnen betätigten und ein Hutgeschäft betrieben. Neben diesem lag der Laden des damaligen Aarauer Gaswerks. Wir Buben mußten uns oben in der Wohnung stets still verhalten. Denn unsere Hausmeisterinnen waren äußerst lärmempfindlich und reklamierten entsprechend wegen jeder Kleinigkeit. Zum Glück für uns gab es nahe beim Haus

Spielplätze genug, wo wir uns mit andern Kindern austoben konnten. Der Straßenverkehr war noch gering und bestand meistens aus Pferdefuhrwerken, die wir ebenfalls als Spielzeuge betrachteten.

Die Alte im Hause fand Gefallen an mir. Sie zog mich, wo es anging, ins Gespräch. Bald auch trug sie mir Botengänge auf, die ich freudig besorgte. Nach Rückkehr und Abrechnung buk sie mir zum Lohn stets einige kleine Omeletten, die sie zuletzt noch mit Zucker bestreute. Während ich diese am Küchentisch verzehrte, erzählte mir die geheimnisvolle Frau allerlei Merkwürdiges vom einstigen Familienleben auf dem Oberturm, und es kam mir stets seltsam vor, daß in derart engen Räumen einmal eine ganze Familie hatte existieren können.

Ein Rätsel blieb mir auch die alte Frau selber, und wenn ich von den Eltern Näheres erfahren wollte, schwiegen sie und brachten die Rede sogleich auf etwas anderes. Nach dem Tode der alten Frau ließ sich der Vater aber etwa so vernehmen: «Frau X hat es schwer gehabt und hat ihre Schuld gebüßt.» Mehr bekam ich als Kind nicht zu wissen, vergaß die Sache aber nie.

Viele Jahre später stieß ich bei Archivarbeiten auf einen Mordprozeß, der seinen Abschluß in Aarau vor Schwurgericht gefunden hatte. Die als schuldig erkannte Frau wurde mit aller Härte bestraft, und als ich der Sache nachging, mußte ich erkennen, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach die-

selbe war, die mir einst so gute Omelettli zubereitet hatte.

Das erste Feuerwehrauto

Der einstige Turmwart hatte vor allem die Pflicht, in regelmäßigen Abständen Ausschau nach Brandausbrüchen zu halten. In unserer eng verschachtelten Altstadt konnte jedes unkontrollierte Feuer für die Bewohner lebensbedrohend sein. Unsere Vorfahren standen unter einer ständigen Angst vor Stadtbränden. Mehrmals im Laufe der Jahrhunderte war es bei uns zu Großfeuern gekommen, zuletzt beim schrecklichen «Wildmann»-Brand im Sommer 1887 (Vordere Vorstadt – Holzmarkt – Hintere Vorstadt). In meiner Jugend kannte ich noch mehrere Augenzeugen, die lebhaft darüber zu berichten wußten. Damals gab es zwar schon keinen Aarauer Turmwart mehr. Telegraf und Telefon hatten inzwischen die Nachrichtenübermittlung übernommen. Doch dessen ungeachtet stand unsere Feuerwehr in jener Brandnacht vor einer fast unlösbaren Aufgabe. Viele Korps aus der Umgebung waren zu Hilfe geeilt. Sonst wäre der Schaden noch weit größer gewesen.

Hierauf wurde unser Löschwesen gründlich reorganisiert. Dazu gehörte auch die Erstellung einer leistungsfähigen Hochdruckwasserversorgung, was damals als erlösende Tat gepriesen wurde. Die Schaf-

6 Das erste Aarauer Feuerwehrauto 1924 auf der Fahrt zu einem Wettspritzen in Zürich. Rechts außen der «Oberrichter», der auch die Aufnahme gemacht hat.



fung eines Pikettzuges (1901), der telefonisch alarmiert werden konnte, tat ein übriges, unser Löschwesen auf neuzeitlichen Stand zu bringen, was auch im Kanton draussen beachtet wurde.

Mit dem Aufkommen der Motorfahrzeuge erschienen – zuerst in den Großstädten – die *Autospritzen* auf dem Plan. Der Drang nach diesen griff um sich, und schließlich gelangten sie auch in kleinere Orte. Sie waren eben rascher als der beste Pferdezug. Aarau konnte dabei nicht zu-

rückstehen. Um 1920 herum hörte man bei uns munkeln, es sei nur eine Frage der Zeit, daß auch wir uns eine solche Automobilspritze anschafften. Der Kanton half dabei kräftig mit. Ein diesbezüglicher Antrag des Stadtrates an die Sommergemeinde 1922 brachte die Sache endgültig ins Rollen.

Zuvor aber wollten sich Behörden und Bürger etwas Anschauungsunterricht erteilen lassen. Und das geschah so: Die Stadt Freiburg im Üechtland hatte sich bei

Saurer eine solche Autospritze bauen lassen. Bei der Überfahrt von der Ost- in die Westschweiz machte das eindrucksvolle Vehikel in Aarau auf dem Holzmarkt halt. Dort hatten sich viele Leute eingefunden, darunter auch zahlreiche Kinder. Stadtrat und Feuerwehrkommission standen zuvorderst. Auch Vertreter des Versicherungsamtes waren anwesend. In der Mitte des Platzes wurde die längste unserer damaligen mechanischen Leitern aufgerichtet und in Freistand gebracht. Mein Vater war als Rohrführer aufgeboden worden und stieg hinauf. Ich war ganz stolz, und gleichzeitig hatte ich Angst, er könnte abstürzen. Die Mutter hatte ihn zuvor noch gewarnt, ja recht vorsichtig zu sein. Sie hatte überhaupt immer Angst, wenn der Vater im Dienste der Feuerwehr stand. Viele Leute hatten ihn erkannt und hatten Freude am «Oberrichter». Das Wasser wurde zum Teil aus Hydranten, zum Teil aber auch aus dem unterirdisch dahinfließenden Stadtbach bezogen.

Als alles bereit war, rief er hinunter: «Genug Schlauch, Wasser!» Nun begann der Motor zu arbeiten und surrte dabei mächtig. Das Wasser schoß durch den Schlauch und war im Nu oben. Der Strahl zischte gegen den Oberturm hinauf und erreichte beträchtliche Höhe. Alles staunte, und die Fachleute nickten zustimmend.

Es wurden alle Varianten ausprobiert. Zuletzt spritzte der Vater das Dach des Torhauses ab und reinigte es auf diese Weise.

Dann stieg er wieder ab. Ich war froh, daß er heil geblieben war. Nun stand er nicht mehr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Es war nun die Freiburger Autospritze selbst, die dicht umringt war von Interessenten und Neugierigen. Man vernahm dabei noch allerlei, so zum Beispiel, daß wir Aarauer dann verpflichtet seien, in weitem Umkreis zu Hilfe zu eilen, wenn Feuersnot ausgebrochen war. Dieser Fall trat später immer wieder ein. Auf Frühlingsanfang 1924 traf das blitzsaubere und auffallend rot lackierte Fahrzeug in Aarau ein. Seine «Wohnung» hatte es in der Postfiliale, direkt unter unserer Küche. Von deren Fenster aus konnten wir dann später alles betrachten, auch den intensiven Übungsbetrieb, der nun folgte und die Mannen außerordentlich in Beschlag nahm. Doch keiner murrte, keiner drückte sich, jeder war stolz darauf, im Dienste der Gemeinschaft sich nützlich zu machen. Während des Schützenfestes im Sommer wurde die Autospritze erstmals eingesetzt. Doch sie kam zu spät. Der kleine Bodenbrand in der Rathausgasse war schon gelöscht, als sie unter fleißiger Betätigung des Zweiklanghorns angefahren kam. Erst Ende Jahr mußte sie ihre erste Bewährungsprobe ablegen, als in Aarburg das Sägewerk brannte. Wegen der beträchtlichen Distanz kamen die Aarauer etwas spät auf den Brandplatz, konnten sich aber doch noch nützlich machen und wurden hernach samt Vehikel gerühmt. Mein Vater

war auch dabei und kam erst nach Mitternacht durchfrozen und durchnäßt nach Hause. Wenige Stunden später saß er schon wieder am Werkstisch in seiner Bude unterm Tor und betätigte sich als Uhrendoktor.

Ich selber sah die «Brunst» von der «Zinne» aus neben der Stadtkirche. Über dem Säilschlößli war der Himmel gerötet. Plötzlich nahm der Lichtschein ab. Hierauf meinte einer: «Jetzt spritzen die Aarauer.» Es war ungefähr auch so.

Zukunftsträume

An unserer Bahnhofstraße stand in jener Zeit, schräg gegenüber der Kapelle und mitten in einem Garten, ein Wohnhaus. Darin wohnte und arbeitete der damals vielgenannte und originelle Ingenieur und Dr. phil. *Gottlieb Lüscher*. Er war in jenen Jahren auch Stadt- und Großrat – in jedem Bereich ein unermüdlicher Schaffer und Kämpfer. Zwar hatten nicht alle seine Mitbürger das Heu auf derselben Bühne wie er. Jedoch jedermann mußte ihm rege Phantasie und zähes Beharren bei der Verbreitung seiner Visionen zubilligen.

Zwei seiner großen Träume hießen: Staffeleggbahn und Schiffbarmachung der Aare. Er und seine Mitstreiter hatten dabei alles und jedes minutiös eingeplant: jede Schleuse, jede Hafenanlage, jeden Gleisanschluß. Lüschers Propaganda reichte weit

und wurde systematisch betrieben. Vorträge wurden gehalten, Zeitungsartikel geschrieben, Flugschriften herausgegeben. Bei der Liegenschaft Lüscher an der Bahnhofstraße befand sich in bester Position ein Schaukasten. Darin waren die Pläne beider Projekte ausgestellt. Sie fanden Beachtung bei jung und alt. Bei ihrem Studium ließ sich erkennen, daß der *Aarauer Aarehafen* in der damals noch fast leeren Telli vorgesehen war. Ein ansehnliches Becken mit allem Zubehör war eingetragen und regte uns Buben zu weitem Zukunftsträumen an. Auf einer zweiten Karte war das Trasse der künftigen Staffeleggbahn zu sehen. Auf Damm und Brücke hätte sie unterhalb der Stadt die Aare überquert, und oben auf der Paßhöhe war ein kurzer Scheiteltunnel vorgesehen. Wir freuten uns auf das Vorhaben und sahen in unserer Phantasie schon hypermoderne Elektrozüge dem Fricktal zurollen.

Doch wir freuten uns zu früh. Bis heute ist es bei diesen Plänen geblieben. Denn als Gottlieb Lüscher und seine Anhänger an die Finanzierung schreiten wollten, kam es zu Schwierigkeiten. Man gab den Banken schuld, und Lüscher war ihnen deswegen noch lange gram.

Anstelle der Bahn trat dann das viel wendigere *Postauto*. Es verdrängte die bisherige Postkutsche. 1923 wurde der Betrieb eröffnet. Die großen gelben Wagen mit ihren typischen Hornsignalen brachten eine gänzlich neue Note in unser gewohn-

tes Altstadtleben. Sie dienten vorerst den Pendlern von dies- und jenseits des Juras. Der Fahrplan war entsprechend gestaltet. Vormittags und nachmittags gab es lange Intervalle. Doch man war damals an lockere Fahrpläne gewohnt und wußte nichts anderes. An Sonntagen diente dieses neuartige Transportmittel vor allem aber den vielen Jurawanderern. Der Anstieg zur Höhe wurde ihnen nun wesentlich leichter gemacht.

Das große Fest

Eines Sonntagsabends, es war draußen schon dunkel und unsere Familie saß eben zu Tische, erschreckte uns ein Kanonenschuß, der vom Hungerberg her über die Stadt dahin dröhnte. Weitere folgten. Als erster faßte sich der Vater. Er sprach: «Jetzt ist der Schuß draußen, Aarau bekommt das nächste eidgenössische Schützenfest.» Er machte rasch fertig und verließ uns, um auf der Straße Näheres zu erfahren. Denn schon standen überall Leute herum, die eifrig das Ereignis kommentierten. Radio gab es damals noch nicht, und die nächsten Zeitungen erschienen erst im Laufe des kommenden Tages.

Es war so, wie der Vater gesagt hatte: An diesem Nachmittag war nämlich in Bern die Entscheidung gefallen, 1924 in Aarau das große Jubiläumsfest des Eidgenössischen Schützenvereins zu begehen. Das

war für uns Aarauer sowohl eine hohe Ehre wie auch – angesichts aller Umstände – eine gewaltige Herausforderung. Denn das kommende Fest sollte ungewöhnliche Dimensionen annehmen. Es dauerte dann fast drei Wochen und brachte eine Fülle von Ereignissen, die uns Jungen aufregende Erlebnisse vermittelten. Als 1920 jene Kanonenschüsse gefallen waren, stand meine Generation im elften Lebensjahr. Als das Fest vonstatten ging, waren wir fünfzehnjährig und begierig auf alles, was uns erfreute, unterhielt und belehrte. So wurde denn unsere Schulzeit mit einem wahrhaft großartigen Finale abgeschlossen.

Die Vorbereitungen und Zurüstungen währten vier Jahre. Unsere örtliche Schützengesellschaft war federführend. Mit ihr zusammen fühlten sich aber die ganze Stadt, die Region und viele aargauische Mitbürger mitverantwortlich, so daß es nicht verwunderte, daß in der Organisation sowie in den Unterkomitees «die Wägsten und Besten» (so der damalige Sprachgebrauch) Sitz und Stimme hatten. Doch auch das «Fußvolk» machte einhellig mit, und die Begeisterung wuchs stetsfort an.

Auch das Bild der Stadt veränderte sich. Besonders der Bahnhof und sein Umgebände hatten es dringend nötig, à jour gebracht zu werden. Denn der damalige Bahnhof erschien den Benützern schon lange als ungenügend und für die Reisen-

den als lebensgefährlich. Und ebenso schlimm stand es um den Bahnhofplatz, der sich in einem bedenklichen Zustande befand. Die beiden Talbahnen (heute WSB) verstellten den Platz und kamen fast jedermann in den Weg. Es gelang dann auf das Fest hin, dem Platz ein neues und würdiges Aussehen zu geben. In seiner Mitte erhob sich schließlich der Schützenbrunnen, und zurück blieb einzig noch die Aarau-Schöftland-Bahn, während die Wynentalbahn von der Gais weg an die Hintere Bahnhofstraße geführt wurde. Viel Häßliches fiel dabei weg. Andernorts verschönte sich die Stadt ebenfalls.

Auch sonst war die Bürgerschaft eifrig am Werk. Jede Gasse wollte die schönste sein. Die Häuser wurden farbig verputzt, die Fenstersimse mit Geranien geschmückt. Während des Festes erfüllte ein Meer von Flaggen und Blumen die Straßen, und immer wieder war von irgendwoher Marschmusik zu vernehmen. Einziger Spielverderber war das höchst wechselhafte und kühle Wetter.

Mir selber machte jedoch das wortgewaltige Festspiel «Die Schweizer» von *Cäsar von Arx* (Niedererlinsbach) den nachhal-

tigsten Eindruck. Unser Mitbürger *Werner Wehrli* hatte dazu eine meisterhafte Musik geschrieben. Beides kam in der stets überfüllten Festhütte im Schachen zu starker Wirkung. Im Hintergrund der treppenartigen Bühne ragten die beiden Mythen empor – ein Symbol für Anfang und Ursprung unseres Staatswesens, das in jenen Tagen noch fast niemand in Frage zu stellen gewagt hätte.

Jene festlich bewegten Tage mit ihren für junge Gemüter so begeisternden Ereignissen haben in meinem «Speicher der Erinnerungen» ihren unverrückbaren Platz bis heute behalten. Viel Bleibendes, Beglückendes brachten natürlich auch die spätern Jahre. Doch die Eindrücke vom Sommer 1924 sind mir unvergeßlich. So jung und aufnahmefähig wäre ich gern bis heute geblieben. Jedoch der Mahlstrom der Zeit läßt sich nicht aufhalten, und immer noch gilt auch für uns das alte Dichterwort:

*Eilig entschwindet die Zeit,
Unmerklich beschleicht uns das Alter.
Keinerlei Zügel Gewalt
Hemmet den fliehenden Tag.*

Mit diesem Beitrag darf Paul Erismann auf ein seltenes Jubiläum stolz sein: Er schreibt seit genau 50 Jahren aktiv an den Aarauer Neujahrsblättern mit, erschien doch in der Ausgabe 1943 der erste Artikel aus der Feder des unermüdlischen Lokalhistorikers. Redaktion und treue Leser der Neujahrsblätter danken Paul Erismann für diesen 50jährigen Einsatz herzlich.
